

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 96.

Elbing, den 25. April.

1895.

Aus Irrung genesen.

Erzählung von Frances Burnett.

Autorisirte deutsche Bearbeitung.

Nachdruck verboten.

34)

Den ganzen Morgen hatte er inmitten des Rauches und des Lärms der Fabrikräume an die glücklichen Stunden gedacht, die er während des bevorstehenden freien Nachmittags in ihrer Nähe verbringen werde. Das Wetter war entzückend; die Luft war sommerlich warm; der Garten zeigte eine Blumenpracht von solcher Schönheit, wie sie Murdoch noch kaum je gesehen zu haben glaubte; hin und wieder ließ sich das Summen einer Biene und ein leises Rauschen in den Blättern vernehmen. Der gestrige Tag war ziemlich unfreundlich gewesen, vielleicht war es schon morgen wieder ebenso, aber der heutige Tag ließ kaum an etwas anderes denken und glauben, als an seine eigene sonnige Schönheit.

Als er endlich ganz in ihrer Nähe war, schien er einige Minuten lang nichts weiter zu sehen, als das helle, blasser Blau ihres Kleides. Er hätte nicht zu sagen vermocht, was er zu ihr sprach oder ob er zuerst überhaupt sprach. Sie schritt langsam den Pfad hinunter und er folgte ihr — folgte ihr einfach — und blieb stehen, wenn sie stehen blieb, um hier und da eine Blume zu pflücken.

Sie hatte bereits mehrere Blumen gepflückt, als sie, von Neuem sich niederbeugend, ihm erzählte, was sie gethan hatte.

„Heute Morgen,“ begann sie, „habe ich Ihrer Mutter einen Besuch gemacht.“

„Ich weiß es; sie hat mir davon erzählt.“ Sie pflückte die Blume vollends ab und sah ihm, sich wieder aufrichtend, voll ins Gesicht.

„Sie fragen mich nicht, was mich dazu veranlaßt hat?“

„Was veranlaßte Sie also dazu?“

Ihre Augen begegneten sich und sie schwieg einige Sekunden. Dann entgegnete sie im Tone voller Ueberlegung:

„Ich wußte bisher nicht, welches Leben Sie zu Hause führten. Ich wollte mit eigenen Augen einmal sehen. Ich wollte — es mir näher führen.“

Mit bleichem Gesicht und flammenden Augen trat er dicht an sie heran.

„Sie wollten es sich näher führen!“ wiederholte er. „Näher führen! Wissen Sie — wissen Sie, was Sie gesagt haben?“

„Ich wollte es mir näher führen“, sprach sie noch einmal in gleich überlegendem Tone wie bisher, aber mit seltsam weichem Ausdruck.

Gerade für heute hatte sie sich vorgenommen, sich einmal ganz dem Gefühl, vom Strome getragen zu werden, hinzugeben, aber sie vermochte das doch nicht ganz. Sie dachte an sich selbst, während sie sprach, sie dachte an ihn und an seine Leidenschaft und an ihre Widerstandskraft; gegen die Gewalt derselben.

Ihr näher zu treten vermochte Murdoch heute nicht. Er versuchte nicht einmal ihre Hand oder ihr Kleid zu berühren; seine eigenen Hände schienen ihm fast den Dienst zu versagen, und kaum einer Bewegung mächtig, stand er vor ihr.

„Oh Gott!“ sprach er in flüsterndem Tone, „oh Gott, wie glücklich ich bin!“

Achtunddreißigstes Kapitel.

„Gott segne Dich!“

Am Abend desselben Tages saß Mrs. Hawthorn noch in später Stunde allein in dem großen, öden Zimmer, wo sie sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, um auf ihren Sohn zu warten. Endlich hörte sie ihn ins Haus treten und erhob sich, das geduldige Gesicht erwartungsvoll gegen die Thür gewendet. Als Hawthorn über die Schwelle trat, that sie ein paar Schritte, wie um ihm entgegen zu gehen, hielt aber plötzlich inne.

„Jem!“ rief sie aus. „Jem!“

Ihre Stimme zitterte und in ihren Augen spiegelte sich das undefinirbare Gefühl wieder, welches sich ihrer in dem Augenblick, als sie sein Gesicht sah, bemächtigt hatte. Ihr Ausruf war ein Ausruf der Angst und Furcht.

„Wie?“ sagte Hawthorn; „Du bist noch hier?“

Er trat auf sie zu und legte liebevoll und doch zugleich mit einer gewisser Rauheit seinen Arm auf ihre Schulter.

„Du thätest besser, zu Bett zu gehen,“ sprach er zu ihr. „Es ist spät und ich habe noch einiges zu thun.“

„Ich hatte das Gefühl, als würde es mir wohlthun, Dich zu erwarten und Dich noch ein-

mal zu sehen. Ich wußte, daß ich dann ruhiger schlafen würde — ich schlafe stets ruhiger, wenn ich Dich am Abend noch einmal gesehen habe.“

Beide schwiegen einen Augenblick, während sie mit ihrer faltigen Hand zärtlich seinen Arm streichelte. Dann entgegnete er:

„Besser schlafen! das ist ein nährlicher Gedanke. Ihr Frauen habt überhaupt oft nährliche Einfälle — wenigstens eintige.“

Darauf beugte er sich zu ihr nieder und küßte sie verlegen auf die Stirn. Er that das stets mit mehr oder weniger Verlegenheit und Befangenheit, aber es verfehlte doch niemals, sie glücklich zu machen.

„Nun, da Du mich gesehen hast, Mutter.“ sagte er, „thätest Du am Besten, wenn Du ins Bett girgst und mich meine Arbeit erledigen ließeßt.“

„Weshalb willst Du noch so spät arbeiten, Zem? Du solltest Dir nicht gar so viel zumuthen.“

„Es ist auch nicht eigentlich wirkliche Arbeit,“ entgegnete er; „es ist mehr etwas zu denken. Ich habe etwas durchzudenken.“

Für den Augenblick schien er sie ganz zu vergessen. Mit gespreizten Beinen, die Hände in den Taschen, stand er vor ihr und starrte unverwandt auf den Teppich nieder. Er regte sich nicht, als sie sich langsam entfernte, und verharrte noch in der gleichen Stellung, als sie sich an der Thür noch einmal umwandte, um einen letzten Blick auf ihn zu werfen.

Was sie jetzt sah, ließ sie voller Bangniß und mit von Thränen überströmtem Gesicht wieder ins Zimmer zurück und auf ihn zutreten.

„Laß mich bei Dir bleiben!“ rief sie. „Laß mich bei Dir bleiben, Zem! Dich peinigt ein schrecklicher Gedanke, Zem, ich sehe es auf Deinem Gesicht. Verb'rg es mir nicht — um der Liebe willen, die stets uns beide verbunden hat.“

Er raffte sich gewaltsam auf und sah ihr ins Gesicht.

„Schreckliche Gedanken!“ wiederholte er. „Nein, das ist nicht das rechte Wort. Schreckliche Gedanken sind's nicht, Mutter; 's ist nichts, wobei Du mir helfen könntest; ich allein muß es ausfechten. Geh', Mutter, und leg' Dich zur Ruhe, und überlaß mich mir selbst.“

Langsam und mit tief traurigem Gesicht entfernte sie sich. Sie fügte sich stets seinem Willen, welches auch immer seine Wünsche sein mochten.

Als das Geräusch ihrer letzten unsicheren Schritte aus der Treppe verhallt war, ging Haworth an das Büffet, füllte ein Glas mit dem stärksten Brandy und leerte es auf einen Zug.

„Ich muß etwas haben, was mir meine Festigkeit wiedergiebt,“ sprach er zu sich selbst, — und — und mich erwärmt.“

Den ersteren Zweck erreichte er allerdings nicht. Als er sich am Tisch niederseßte, zitterte die Hand, die er auf demselben ruhen ließ.

Dieses Zittern schien ihn zu überraschen.

„Es ist weit mit mir gekommen, wenn es erst so geht,“ sagte er. „Es ist weiter mit mir gekommen, als ich glaubte. Es ist vorbei mit mir — ganz und gar vorbei —. Ich zitt're ja wie ein nährliches Weib.“

Er unterbrach sich selbst mit einem Strom von Flüchen.

„Bin ich's, der hier sitzt,“ rief er, „oder ist's ein Anderer? Bin ich's, dem das Glück untreu geworden, dem jetzt Alles und Jedes verquer geht — bin ich's oder ist's Einer, der mehr d'ran gewöhnt ist?“

Unter allen Qualen der Demüthigung und zurückgewiesener Leidenschaft war keine in ihrer Wirkung auf ihn gleich einschneidend und schrecklich, wie dieses Gefühl seiner augenblicklichen physischen Schwäche. Er begriff dieselbe weniger als alles Uebrige und wüthete dagegen um so mehr. Nie hatte ihn bisher sein Körper im Stich gelassen, und jetzt zum ersten Male fühlte er, daß seine Kraft zu versagen drohte. Er fühlte sich matt und kalt und zitterte nicht allein in Folge seiner Aufregung, sondern zugleich aus Mangel an Kraft.

Ihm gegenüber am andern Ende des Zimmers stand ein großer Salonspiegel. Als seine Augen zufällig auf denselben fielen, gewahrte er darin sein eigenes Gesicht. Erschreckt fuhr er zurück und sah sich unwillkürlich um.

„Wer — —!“ begann er.

Und dann hielt er inne, da er das Gesicht als sein eigenes erkannte — ein Gesicht mit bleichen Lippen, einer von kaltem Schweiß gesenkten Stirn voll tiefer Falten — ein häßlicher Anblick. Er stand auf, und seine Faust gegen dasselbe schüttelnd, zischte er durch die zusammengepreßten Zähne:

„Hol' sie der Teufel! Wen trifft die Schuld als sie allein?“

Er hatte Alles für sie aufgegeben, seinen Ehrgeiz, der sonst rücksichtslos Alles vor sich niedergetreten hatte, seine größte Kraft, selbst seine sündhaften Gewohnheiten und seinen anstößigen Lebenswandel, und vor einer halben Stunde war er an der offenen Thür eines Zimmers in French's Hause vorbeigekommen und in diesem Zimmer hatte er Mabel French gesehen und Murdoch, der regungslos, ohne ein Wort zu sprechen, ihr gegenüberstand, ihre Hand fest gegen seine Brust gedrückt und dabei mit jedem Zuge seines verklärten Gesichtes das Entzücken verrathend, das ihn besaßte.

Haworth hatte zum Zweck einer persönlichen Unterredung French besucht und war mit diesem wohl eine Stunde lang in einem Zimmer gewesen, während die beiden, wie er wußte, allein im Nebenzimmer sich befanden. Er hatte dann und wann ihre Stimmen gehört, und dann hatte er bemerkt, wie sie auf die Terrasse hinaustraten und dort ihr Gespräch fortsetzten. Es hatte ihn abwechselnd glühend heiß und eifrig kalt überlaufen, er hatte aufgehört bei jedem Laut, der aus jenem Zimmer herüberdrang und hatte doch

niemals etwas anderes gehört als hier und da ein einzelnes Wort oder Rabel French's leises Lachen. Endlich nach einer qualvollen Stunde hatte er sich von seinem Assocé verabschiedet und war beim Hinausgehen an der offenen Thür vorübergekommen. Die beiden waren jetzt wieder ins Zimmer zurückgetreten und Murdoch sagte Rabel French eben Gute Nacht. Er hielt ihre Hand in der seinigen und sie zog die ihrige nicht zurück, sondern überließ sie willig seinen Lieblosungen. Sie bewegte sich nicht und sprach nicht, aber ihre Augen hasteten mit schwer verständlichem Ausdruck auf seinem von Entzücken verklärten Gesicht. Haworth verstand diesen Ausdruck nicht, aber die Wuth, welche ihn beim Anblick jener Scene ergriff und seinen ganzen Körper erschüttern machte, war eine so unnatürliche, fast thierische Wuth, wie er sie in seinem ganzen Leben noch nicht gefühlt hatte. Kaum seiner Sinne mächtig, stürzte er die Treppe hinunter und hinaus in das Dunkel der Nacht, fast jeden Schritt mit einem gotteslästerlichen Fluche begleitend. Wie er nach Hause gekommen war, mußte er selbst nicht. Der Anblick, den seine Mutter gehabt und der ihr einen Angstruf entlockt hatte, war in der That schrecklich gewesen; nur durch die gewaltsame Anstrengung hatte er einen heftigen Gefühlsausbruch in ihrer Gegenwart zurückzubringen vermocht. Um so härter war deshalb, nachdem seine Mutter sich entfernt hatte, seine Abspannung und Ermattung.

Er vermochte an nichts anderes zu denken als an jenen schwer verständlichen Zug in Rabel French's Gesicht und daran, wie fest Murdoch ihre ihm willig überlassene Hand in die seinige geschlossen hatte.

„Was hat sie mir jemals gewährt?“ rief er. „Mir, der ich mich für sie zum Narren gemacht hab! Was hat er gethan, um so vor ihr stehen und ihre Hand lieblos zu dürfen, als hät' er sie gekauft und für sie bezahlt? Ich — ich bin derjenige, welcher für sie bezahlt hat! Sie ist mein, mein mit Seele und Leib, beim heil'gen Georg, wenn Jeder das hätte, was ihm gebührt!“

Und dann überließ es ihn wieder heiß und kalt in der Erinnerung an alles das, was früher geschehen war.

„Gange habe ich um sie gekämpft,“ sagte er „und was habe ich gewonnen? Ich habe geschworen, mein Ziel bei ihr zu erreichen, und wie weit bin ich bis jetzt gekommen? Nie, beim heiligen Georg, nie habe ich ein Wort oder auch nur einen Blick von ihr erhaschen können, wie ihn jede Andere in gleicher Lage gewährt hätte. Sie hat nicht einmal mit mir getändelt — die Weissten hätten das gethan — aber sie hat es nicht gethan. Sie ist ruhig ihren Weg gegangen und hat mich den meinigen gehen lassen. Sie hat sich um meinwillen nie weder zur Rechten noch zur Linken gewandt — ich war ihr nicht Mannes genug.“

Allmählich legte sich seine Aufregung und er wardte sich wieder dem Brandy zu, dem er

im Uebermaß zusprach, und die Folge war, daß er schließlich mit glühendem Blute und fieberhaft erregten Gehirn sich nach oben begab. Mitternacht war schon vorüber, als er sein Zimmer aufsuchte, freilich nicht, um die Ruhe zu finden, deren er bedurfte. Wachend lag er in der Dunkelheit auf seinem Lager und dachte wieder und immer wieder an das, was er während der letzten paar Monate gethan hatte und die Frucht, welche die erste von ihm ausgestreute Saat vielleicht zeitigen könnte.

„Es giebt Dinge, die jedem passiren können, mein Bursche“, sprach er vor sich hin, „und das eine oder das andere dürfte auch Dir vielleicht passiren. Wenn Jem Haworth nun einmal versterben soll, beim heiligen Georg, dann soll der Andre doch auch nicht gewinnen!“

Er hatte das Licht ausgelöscht, um in der Dunkelheit seinen Gedanken nachzuhängen, und so lag er noch, als sich plötzlich ein schüchternes Klopfen an der Thür vernehmen ließ; dieselbe öffnete sich und leise trat Jemand herein.

Es war seine Mutter. Haworth wußte, daß sie es war, noch ehe sie gesprochen hatte.

„Jem“, sagte sie, „Jem, Du schläfst doch noch nicht, lieber Sohn?“

„Nein“, antwortete er.

Dicht an sein Bett herantretend sprach sie weiter:

„Ich — ich konnte nicht schlafen. Ich bin nicht mehr ganz wie ich sein sollte. Ich fange an, ein wenig kindisch und — und furchtsam zu werden. Ich hatte das Gefühl, als drohte Dir Gefahr, und deshalb meint' ich, ich wollt' hinaufgehen und mit Dir sprechen.“

„Du bist nicht ganz wohl, Mutter; Du wirst nächstens einmal den Arzt befragen müssen.“

„Nein, lieber Sohn, das ist nur meine kindische Art. Du bist stets so gut zu mir gewesen,“ fuhr sie fort, „und hast mich so lieb gehabt — würdest Du — würdest Du mir böse sein, wenn ich niederkniete und hier für mich selbst ein Gebet spräche, wie ich immer zu thun pflegte, als Du noch ein Kind warst, Jem? Ich glaube, es würde mir wohl thun. Würdest Du mir böse sein?“

„Nein,“ antwortete er in heiserem Ton. „Knie' nur nieder.“

Und sie kniete nieder und faßte seine Hand und hielt sie in der ihrigen, und er hörte sie im Dunkeln ein Gebet flüstern, wie er es vor dreißig Jahren von ihr zu hören gewohnt gewesen war.

Als sie geendigt hatte, erhob sie sich und küßte ihn auf die Stirn.

„Gott schütze Dich, lieber Sohn,“ sagte sie; „Gott schütze Dich!“ und im nächsten Augenblick war Haworth allein.

Neununddreißigstes Kapitel.

„Es ist vorbei damit.“

Nachdem Haworth und Murdoch sich entfernt hatten, wartete Mr. French eine Zeit lang auf das Erscheinen seiner Tochter. Er griff zu einer

Brochüre, durchblätterte sie in nichts weniger als behaglicher Laune und versuchte auch hier und da ein wenig zu lesen, aber meist ohne rechten Erfolg. Er fühlte sich in reizbarer, nervöser Stimmung; der Abend war für ihn peinlich gewesen, und namentlich zuletzt, als Haworth ihm in seiner gewöhnlichen, unangenehm nachlässigen Haltung, die Hände in den Hosentaschen und die Füße weit von sich gestreckt, gegenüber saß, hatte er sich mehr als unbehaglich gefühlt. Sein Schmelzen und der finstere Ausdruck seines Gesichts war nicht geeignet gewesen, Mr. Frensch die Last, die sich auf seinen ohnehin nicht übermäßig kräftigen Schultern aufgethürmt hatte, auch nur um eine Wenigkeit leichter und erträglicher zu lassen. Anfanglich war Frensch über Haworth's Benehmen einfach erstaunt gewesen, später hatte es bisweilen seine Besorgniß erregt und ihn auch wohl geärgert, heute aber hatte er sich vollständig gemartert gefühlt. Er hatte es heute wie eine wirkliche Erbüdung empfunden, als Haworth sich endlich verabschiedete — es war allerdings nicht das erste Mal, daß ihn in gleicher Lage dasselbe Gefühl überkam. Bald nach Haworth hatte er auch Murdoch die Treppe hinabsteigen und das Haus verlassen hören, und nun wartete er mit einem aus Furcht und Besorgniß gemischten Gefühl auf Rahel's Kommen. Aber er wartete vergebens. Nachdem Murdoch sie verlassen hatte, hörte er sie einmal durch das Zimmer gehen, und dann schien sie sich nicht weiter zu bewegen.

Nach Verlauf einer halben Stunde legte er die Brochüre zur Seite und erhob sich selbst. Er hustete zwei oder dreimal und ging ungeschlüssig im Zimmer ein wenig auf und nieder; dabei näherte er sich allmählich der in das Vorderzimmer führenden Flügelthür — endlich öffnete er dieselbe und trat ein.

Rahel stand an einem der Fenster, welches sie geöffnet hatte; sie lehnte sich gegen die Einfassung desselben und sah in das Dunkel der Nacht hinaus. Als sie sich umwandte, lag ein gewisses Etwas in ihrem Wesen und auf ihrem Gesicht, was Frensch's ohnehin schon große Nervosität zu offener Gereiztheit steigerte.

Fortsetzung folgt.

Mannigfaltiges.

— **Belohnte Pünktlichkeit.** Als der bekannte Turnprofessor Dr. Heinrich Jäger noch aktiv im Dienste war, so erzählt die „Allg. D. Lehrerztg.“, hatte er einst die Realschule in Ulm zu inspizieren. Jäger hatte nie eine Eisenbahn benutzt, außer er konnte die Zeit nicht finden, die eine Fuhrtour in Anspruch genommen hätte. So wanderte er diesmal also auch zu Fuß von Stuttgart nach der Münsterstadt an der Donau. Ein Stück Käse

war seine Nahrung auf dem weiten Weg, klares Altbier sein Trank. Wo es anging, nahm er die Stiefel auf die Schulter und wanderte barfuß. Da erspähte ihn das Auge des Gesezes, und eh' sichs Jäger versah, hatte ihn ein Polizist wegen Landstreicherei arretirt. Es half nichts, daß er beteuerte, er sei Turnprofessor Jäger aus Stuttgart und müsse morgen in Ulm die Realschule inspizieren. „Solch große Herrr ganget net z'Fuas und au net barfuß, und habet au an bessern Rock a, wie Sie, und essat kein Käse zan Mittag,“ sagte der Gendarm. Professor Jäger mußte ihn zum Oberamtmann in Geislingen folgen. Dem Polizisten wurde es allerdings schmil, als vor der Stadt der Unterlehrer seinen Arrestanten ehrethetigst grüßte, noch mehr, als der Pfarrer „Guten Tag, Herr Professor“ aus dem Fenster rief, und war schließlich mäschenstill, als der Oberamtmann ihm gehörig „den Rümmler rieb.“ Jäger wanderte weiter; mit der unliebsamen Affaire gingen einige Stunden verloren; er war immer der pünktlichste Mann Württembergs und erwartete daselbe auch von seinen Untergebenen. Er mag damals an „Mörös mit dem Dolch im Gewande“ gedacht haben, allein Jägers Sache stand nicht ganz so schlimm. In Ulm war die Inspektion auf 9 Uhr Morgens angefast. Die Schüller und der Lehrer waren alle zur Stelle. Die Glocke schlug. Professor Jäger war nicht da. „Wir werden eine Turnfahrt nach den Festungswällen antreten,“ sagte der Lehrer. Und hinaus gings, vor die Stadt. Professor Jäger kam nach einer Viertelstunde an, fand die Turnhalle leer und ersuhr zu seinem Erschrecken, daß der Lehrer mit den Schülern ausgeflogen sei. Er stuzte. Sollten sie nicht gewußt haben, daß heute Inspektion sei? Er hatte es aber doch amtlich angezeigt, daß er komme. — Er beschloß, zu warten. — Um 12 Uhr kamen die Ausflügler zurück, und mit nicht gar freudlicher Miene fragte Professor Jäger den Lehrer, wie er sich ein solches Benehmen erklären solle. „Sie verlangen Pünktlichkeit von uns, also auch mit von Ihnen, Herr Professor,“ war des Lehrers Antwort. Nach einer kleinen Pause sagte der erstere dann die denkwürdigen Worte: „Ich brauche Ihre Klasse nicht zu inspizieren; wo ein solcher Geist herrscht, kann nichts fehlen; Sie haben das Zeugniß „Sehr gut“. Sprach's und ging wieder heim.

Verantw. Redakteur: Dr. Herm. Konradt
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaark
in Elbing.